Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 6. Bromberg, den 9. Februar 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Basil Salmaser ließ seine Blicke weit über das grüne Land schweifen, aus dem die vielen düsteren Tannenwäldchen wie kleine Inseln ragten. Tiefblau wölbte sich der Himmel darüber. Im Süden zur Rechten lag im zarten Schleier die Kette des Hochgebirges.

Zutraulich kam das schöne Braunvieh bis vor den Zaun und starrte den Wanderer blöde an. Hatte es gar zu freie Reisegelüste, etwa in die noch nicht abgeernteten Rübenfelder, sprangen die Hütekinder mit geschwungenen Stecken und ihrem eintönigen „Ho . . ho!“ hinzu und trieben die Außenseiter wieder zur Herde.

Wie friedlich war das Bild! Die Menschen hier lebten ein Leben für sich. Ihre eigenen Herren waren sie, hatten ihr eigen Gesetz. Sie hatten genug zu essen, ein Dach überm Kopf, ein Bett unterm Hintern, wie sie in ihrer urwüchsigen Derbheit zu sagen pflegten; was in der Welt vorging, kümmerte sie nicht, machte ihnen nicht warm.

Ob das nicht doch der erstrebenswerte Zustand war?

Basil Salmaser verließ die Straße und schlug einen Karrenweg ein. Er wollte nicht durch die Hauptgasse ins Dorf einziehen. Von der Seite her konnte er unbemerkt ins Pfarrhaus gelangen, das gleich neben der Kirche stand. Freilich, auch das „Rößle“ stand da. Den Augen des Wirts entging kein Hauch, kein Laut, kein Schatten, der abweichend vom ewig gleichen Tageslauf auf seine Schwelle fiel.

Salmaser ging an der Kirche vorüber. Auf dem Satteldach des Turmes blinkte der goldene Hahn. Nun war er am Pfarrhaus. Axtschläge wie vom Holzspalten hörte er, die hinter dem Hause herkamen, sonst war alles still. Durch einen blühenden Klematisbogen trat er in den Vorgarten. In dunkelblauen Wellen fielen die schweren Blütenranken nieder, ungeleitet, ungebunden; auch im kleinen Garten wuchs alles wild durcheinander, wie es wollte. Rechts und links von der alten geschnitzten Haustür strebten mächtige Kletterrosenstöcke empor, vereinigten sich oben in dunkelroter Pracht. Am Pfosten hing der Glockengriff, ein schwarzes Eisenkreuz, aber rostzerfressen.

Salmaser läutete. Schrill lief der Klang durch das Haus, als wäre es leer und unbewohnt. Niemand öffnete. Der Holzhauer stellte auf Augenblicke die Arbeit ein, als lauschte er, dann fuhr das Beil wieder in die Klötze. Eine Weile wartete Salmaser, dann zog er zum zweiten Mal an der Schelle. Nichts regte sich. Auch die regelmäßigen Axtschläge erfuhren diesmal keine Unterbrechung. Da ging er um die Ecke hinter das Haus, um zu erfahren, ob der Pfarrer nicht zu Hause sei.

Der Lärm kam aus einem Zimmer zu ebener Erde. Die Fenster waren weit geöffnet. Zwischen zwei Holzbergen, runden Baumpflöcken auf der einen, gespaltenen Scheiten auf der andern Seite, stand ein Mann am Klotz und schwang das Beil. Er war in wollenen Hemdsärmeln, den Unterkörper deckte ein blauer Schurz.

Basil Salmaser trat grüßend näher.

„Ich möchte den Pfarrer sprechen,“ sagte er zum Fenster hinein.

„Den Doktor Weber oder den Pfarrer?“ fragte der am Spaltbock kurzangebunden zurück.

Salmaser überlegte einen Augenblick. Der Name des alten Herrn fiel ihm nicht ein.

„Fünf Jahre lang habe ich ihn nicht gesehn, den Pfarrer — —“ sagte er und dachte stirnrunzelnd nach „Zipfehli.“ erinnerte er sich dann plötzlich, „zum Pfarrer Zipfehli möcht' ich halt.“

„Das ist der frühere, — wenn ihr zu dem wollt, müßt Ihr auf den Kirchhof gehen.“

„Tot ist er, der gute, alte Herr?“

„Seit zwei Jahren.“

Salmaser stand überrascht und unentschlossen. Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Fünf Jahre ändern oft das Gesicht eines Dorfes, also, daß man's nicht mehr wieder kennt.

„Kann ich zum neuen Pfarrer?“ fragte er schluckend.

„Der Doktor Weber ist nicht zu sprechen, der Pfarrer ist für jedermann daheim.“

„Ich möcht' zum Pfarrer.“

„Geht wieder nach der Vorderseite, es wird Euch aufgetan werden.“

Der Mann schlug das Beil in den Klotz und verließ eilig das Zimmer.

Salmaser schaute erstaunt auf die sonderbare Arbeitsstätte. Warum lagen die Baumstämme nicht auf dem Hof? Warum wurden sie nicht dort gespalten? Der Dielenbelag des Zimmers sah arg mitgenommen aus, die Tapete hing in Fetzen herunter, die Wände zeigten feuchte Flecken. Ein sorgsamer Hausbesitzer hätte sich die Haare gerauft ob der lieblosen Behandlung seines Eigentums . . .

Langsam kehrte Salmaser wieder nach der Haustür zurück. Endlich, nachdem er eine Weile gewartet hatte, wurde oben ein Fenster geöffnet und der Kopf des Mannes von vorhin wurde sichtbar. „Ich komme,“ sagte er auf den Wartenden herunter. Dabei musterte er mit stechenden Augen den Vorplatz, er schien sich vergewissern zu wollen, daß keine weiteren Besucher seine Schwelle unsicher machten.

Oben klirrte das Fenster zu.

Tritte erklangen auf der Treppe. Der Mann öffnete die Tür. „Bitte,“ sagte er kurz, „mein Zimmer ist oben, geht nur hinauf.“

Salmaser tat, wie ihm geheißen. Er hörte, wie der andere die Tür wieder umständlich verriegelte und ihm folgte. Ein eigentümliches Gefühl beschlich ihn . . . Das war doch derselbe, der unten Holz gespalten hatte! . . . Das Wesen des Mannes machte einen unheimlichen Eindruck . . . Wer war es nur? . . . Etwa der neue Pfarrer selber . . .?

„Geht nur den Gang hinunter ins letzte Zimmer linker Hand und wartet einen Augenblick,“ hört er jetzt hinter sich sagen. Als er sich umwandte, sah er eben noch, wie sich eine Tür hinter dem Sonderbaren schloß. Er war allein. Wieder kam das unsichere Gefühl von vorhin über ihn; aber er schritt in den Gang hinein. Er handelte wie unter einem Zwang, als müsse er alles tun, was ihm von dem Mann befohlen wurde.

Die Bretter dröhnten unter seinen Füßen. Der tote Hall kam von den kahlen Wänden zurück. An der ersten Tür zur Linken stand auf einer Karte: Doktor Hieronymus Weber, Präfekt am . . . Was weiter gefolgt war, hatten Nässe, Putztuch und Sonne unleserlich gemacht.

Salmaser ging an die letzte Tür. „Sprechzimmer des Pfarrers“ las er und klopfte an.

„Herein!“ scholl es fest und herrisch von innen. Als er eintrat, stand der rätselhafte Mann am schriftenbedeckten Arbeitstisch. Er war also Holzhauer, Türöffner, geistlicher Herr in einem und steckte nun im tadellos sauberen, schwarzen Rock des Pfarrers. „Ihr wollt mich sprechen . . . womit kann ich Euch dienen?“ fragte er ruhig.

„Ich komme wegen meines Geburtsscheines ... Salmaser ist mein Name ... aber man glaubt es mir nicht. Ich dachte, den alten Pfarrherrn zu treffen, der mich getauft hat, aber der ist ja also tot."

Der Pfarrer schaute auf, als er die fließende Sprache des andern hörte.

„So, so ... Salmaser heißt Ihr ..." Dann, als ob er sich besänne, fuhr er fort: „Herr Salmaser, Herr Salmaser ... Sind Sie etwa der frühere Besitzer des gleichnamigen Hofes hier am Ort?"

„Ich betrachte mich noch heute als solchen ... Gestohlenes Eigentum gehört uns ja wohl noch."

Ein ironisches Lächeln glitt über das Gesicht des Pfarrers. „Das ist ein Glaube, der zu Enttäuschungen führt ... Aber nehmen Sie Platz oder besser, kommen Sie mit hinüber in mein Zimmer, da ist es sonniger ... und ich brauche viel, viel Sonne"

Er wandte sich und ging voran.

Jetzt erst schaute Salmaser sich um und gewahrte die klassische Unordnung, die in dem Raum herrschte. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Fleckchen, das nicht mit irgendeinem Gegenstand bedeckt war. Kein dienstbarer Geist schien hier mit ordnender Hand zu walten.

Im Nebenzimmer sah es nicht anders aus. Klavier, Harmonium, ein Flügel, die regellos in dem übergroßen Raum standen, fielen zuerst in die Augen. Im übrigen machte sich zusammen mit einem lebensgroßen Holzbildnis des Gekreuzigten, das die Mitte der Wand einnahm und fast schreckhaft anzusehen war, derselbe Wirrwarr breit. Kaffeekanne, Tasse standen auf dem Stuhl, auf einem andern Waschgeschirr und Seifennapf, ein schmutziges-Handtuch hing über der Lehne.

Der seltsame Mann nahm auf der Flügelbank Platz, seinem Gast zog er einen Stuhl heran, von dem er zuvor einen Haufen Zeitungen auf den Boden stieß. Indes seine Rechte in einem raschen Lauf über die Tasten fingerte, begann er zu sprechen. Salmaser glaubte einen ganz andern Menschen vor sich zu haben als vorhin. Eine stille Trauer zitterte auf dem feinen, bleichen Gesicht. Wie hatte er den Mann nur für einen Holzknecht halten können ...

Der Pfarrer fragte; aber in den Fragen lag die Antwort. Ein Leben zuckte auf in seinen brennenden Wunden. Ehrfurcht, Treue, Liebe waren in Verachtung gewandelt, waren hineingestoßen worden in den Sumpf gemeiner Pharisäergerechtigkeiten. Edle Leidenschaft, Feuer und Glut glosteten erstikt unter tötender Asche. Aber einmal mußte der da in anderer Umgebung gelebt haben! Salmaser war gefesselt, schaute und horchte dem Rollen der Worte in einem. Bilder tauchten vor ihm auf. Es mußte eine Zeit gegeben haben, in der hinter der feinlienigen, weißen Stirn das Feuer disputierenden Geistes gesprüht hatte, in der die schlanke, vornehme Hand sich in diejenige roter, violetter Eminenzen legte ... Warum aber war er aus der Welt des geistlichen Herrscherglanzes geflohen? ... Oder — — war er etwa nicht freiwillig — — —? Fragen drängten sich vor ... eine Abgrund riß seine Tiefe auf ... verschlungene Pfade liefen unbekannt in einen langen, gähnenden Schacht. Aber aus jedem Wort, aus dem Wesen des einsam Gewordenen schrie die tausendfach gemarterte, gemordete Seele, die vor dem Zusammenbruch ihres Glaubens an die Menschheit stand wie an einem qualmenden, stinkenden Aschenhügel ...

„Man will Ihnen nicht wohl hier am Ort, ich weiß es," hörte Basil Salmaser jetzt den Pfarrer sagen, „Sie sind nicht wie die andern ... die lieben nur ihre Herde und schicken den Hund, wenn eins ihrer Schafe aus der Reihe bricht ... Auch mich möchten sie haben, wie sie wollen — — oder gar nicht. Aber man hat mich einmal hierher gesetzt und hier bleib ich ... Die zähe Kraft der Bauern kenne ich ... Wie ein Berg werde ich mich dagegen stemmen ... Ein deutscher Prellstein tut not, wo die fremden Schlammwasser uns umbrausen ..."

Die letzten Worte verklangen wie das Grollen der Quellen in unterirdischen Felsengängen.

Der Pfarrer erhob sich. Er trat ans Fenster und öffnete, als wäre die Brust ihm eingeengt. Seine Züge waren starr in diesem Augenblick, wie aus Stein gemeißelt. Auch der Gast stand auf und schob seinen Stuhl zurück.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer", stieß er heraus und wußte nicht einmal, wofür der Dank eigentlich gelten sollte. Den Schein hatte er nicht bekommen. Ans Standesamt in der Stadt hatte ihn der Pfarrer verwiesen.

„Hier, in diesem Raum bin ich der Doktor Weber", sagte der jetzt laut, „es ist noch nicht mancher außer mir darinnen gewesen."

Damit reichte er dem andern die Hand ...

Basil Salmaser verabschiedete sich. Die Tür schloß sich hinter ihm. Wie träumend durchschritt er den Gang, mit den rohen, breiten Dielenbrettern. Wieder warfen die kahlen Wände das Echo schepperndd zurück. Ein feuchter Modergeruch stieg das Treppenhaus herauf.

Vor der Haustür unten, zwischen Rosenstrauch und Klematisbogen, fuhr ein Schauder ihm kältend über den Rücken. „Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig, ein Menschenschicksal, ach, es ist so viel." Das Dichterwort fiel ihm ein... Was mußte der Mann da drinnen gelitten haben, ehe er zu dem verbissenen Eigenbrödler, zum Verächter wurde, der er war...

Oben quollen jetzt mächtige Klangwellen aus dem offenen Fenster. Es war, als schlügen die Hände des Spielenden eine zornige Erregung in die Tasten. Plötzlich, wie um den Tönen noch mehr Nachdruck zu verleihen, fiel eine Stimme ein, eine schöne, männliche Baritonstimme: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: Laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!"

Das Lutherlied im katholischen Pfarrhaus!

Basil Salmaser stand unter dem hängenden Blumenbogen. Er nickte mehrmals vor sich hin. Der Mann mochte freilich ein schweres Streiten haben! Aber ein hochgemuter, adeliger Geist mußte doch wohl trotz aller Bitternis die Herrschaft in ihm behaupten....

Salmaser schritt in Gedanken die verlassene Dorfstraße hinunter. Beim Schwanebäck hielt er und trat in den Laden. Die Türschelle bimmelte heiser und rief die Frau herbei. Breitspurig, die Faust auf die Hüften gestemmt, pflanzte sie sich hin.

„So, so ... der Herr Salmaser ..." verwunderte sie sich mit speckigem Lächeln, „und beim neue Pfarrer verkehrt Ihr ... so, so ... der hot gewiß e Freud g'hät ..."

Der Dorftelegraph hatte schon seine Schuldigkeit getan.

„Sell wär no's Recht', des muß m'r scho sage." Ein häßliches Meckern folgte den Worten.

„Wohl, wohl, es wäre schon das Rechte ..." Mehr sagte Salmaser nicht. Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn. Er trat an den Tisch und wies auf die Brote: „Zwei davon möcht' ich mitnehmen."

„Möchtet Sie ... so, so ... Da müesset Sie aber schon morgen kommen."

„Warum morgen?" fragte er harmlos.

„No, weil's heute koin Brot meh' hät; s'ischt scho, wie's ischt."

„Aber da gibt's doch noch genug."

„All's b'stellt. Schauet Sie, da liegt scho en ganze Haufen Marken. Von Leut, wo no koins kriegt hänt."

„Auch nicht eines haben Sie für mich übrig?"

„Noi ... net e gozzigs net."

„Dann ein ander Mal also."

„He jo ... vielleicht, daß mir dann meh' g'bache hänt. Probieret Sie's no wieder, Herr ... Herr Salmaser."

Noch, als er längst wieder auf der Straße war, hörte er das Hohngelächter des gemeinen Weibes. Ein Licht ging ihm auf. Er schüttelte den Kopf, aber unwillkürlich ballten sich seine Fäuste, während er weiter zum Dorf hinausschritt. Dabei hatte er das Gefühl, als hätte er keinen festen Grund unter den Füßen, als ginge er über schwankendes Moos, wo doch harte Straße war ... Was waren das für Menschen? ... Was hatte er ihnen getan? ... Einzig, daß er mehr gelernt hatte als sie! ... War's etwa das? ... Mußte man ihm deswegen ein Stück Brot verweigern — — das man dem Hund nicht ohne irgendeine Zutat vorzuwerfen wagte? ...

Allerlei Gedanken gingen durch seinen Kopf ... Da lagen sie, die trotzigen Höfe der Bauern, gleich am Weg der Gegenbauer, oben an der Halde der Tannenhofer ... und wenn er weiter ging und um die Straßenecke bog — — dann — — dann kam der Salmaserhof! ...

Auf einmal hielt er mitten auf der Straße ... Nein, er wollte nicht weiter gehen! ... Aber, was war das? ... Ein Stein fiel kaum zwei Schritt von ihm auf der Erde nieder. Ganz dicht war er an seinem Kopf vorbeigeflogen. Deutlich hatte er sein Sausen gehört ...

Hastig wandte er sich um ... Niemand war zu sehen ...

„Moosnarr!"

Wer hatte gerufen?

Ein Ekel stieg ihm in die Kehle. Einen Stein hatte man nach ihm geworfen, feig aus dem Hinterhalt in seinen Rücken! Pfui Teufel! ... Und Moosnarr?! ... Gut denn! So war er halt eben der Moosnarr! Er strich sich über die Stirn, die sich kalt anfühlte, und spähte nach einem Weg. Weit droben hinter der Stirn des Berges lag seine Hütte. In diesem Augenblick fürchtete er sich nicht vor der Einsamkeit, sie lockte ihn, verhieß ihm Trost — — und sie sollte ihn stählen im Kampf, den er mit allen Gewalten, die wider ihn waren, aufnehmen mußte — wenn er nicht, wie so mancher in dieser Zeit, an der Gemeinheit zerbrechen sollte ...

Von den Feldern trieben die Hütekinder mit ihrem eintönigen „Ho . . . ho!" die Herden heim. Nebelstreifen zogen auf den Wiesen. Nur die Schneehäupter im Süden strahlten noch in Blut und Gold, ihre Füße verschwammen schon im Dunst, die Niederungen waren glanzlos, fahl, totenhaft.

Basil Salmaser beschleunigte seine Schritte. In einem Wirbel von Gedanken stieg er dem Berge zu.

6.

Am anderen Morgen hing der Himmel voller Wolkenblei. Der Westwind peitschte lange, schwarze Fahnen vor sich her. Regenböen prasselten auf das ausgedörrte Land. Schon gegen Mittag aber sprang der Wind nach Norden um, am Abend stand er im Osten. Urplötzlich war es rauh und kalt. In der Nacht fiel Schnee. Es brach die Äste der Bäume, die noch im Herbstschmuck der Blätter und Früchte prangten.

Im Tal triumphierten die alten Leute, die nach dem frühzeitigen Verschwinden der Wespen einen vorzeitigen Winter prophezeit hatten. Die Menschheit seufzte unter der Kohlennot: Schnee schon im September! Was sollte das erst im Winter werden! . . .

Auch der zweite Tag ging düster zu Ende. Über den Bergen brauten schwarze Massen auf. Dann blies der Sturm aus vollen Backen. Basil Salmaser hörte ihn in seiner klappernden Hütte wie den Riesenatem der Erde. Kaum hatte der Sturm sich ausgetobt, fiel der Regen in Sturzbächen. Es war so finster, daß die spärliche Helle nicht Tag und Nacht von einander schied.

Basil Salmaser lernte den Fluch der Untätigkeit kennen. Er hatte gehört, daß es Menschen gäbe, die tagaus, tagein ihre Zeit im Nichtstun hinbrächten oder doch mit irgendwelchen selbstgefälligen Nichtigkeiten. Solche Menschen hatte er nie bedauert, ihnen vielmehr ihr Drohnentum als Strafe an sich und in sich von Herzen gegönnt. Aber er hatte auch gehört von Gefangenen, die nicht arbeiten durften. Deren Schicksal trat ihm in diesen Tagen als eine langsame, aber sichere Fahrt in den Wahnsinn vor Augen.

Am dritten Tag hielt es ihn nicht mehr in der Hütte. In den strömenden Regen lief er hinaus, in den Wald, in den Heidegürtel des Moors. Wie hatten Nässe und Wind sein feines, stilles Paradies zerzaust! Die seidigen Wollbüschel hingen durchnäßt an den Stengeln, das lange, welke Riedgras lag wie nasses Frauenhaar am Wege. Trübsinnig starrten die Moorkiefern, dunkles Erlengebüsch auf das regenüberstürmte Land.

Wo mochte Rolf Eveling, der Maler, weilen? Sicher saß er in seiner Bauernstube und fluchte über die verlorenen, lichtlosen Tage. Aber sein Fluchen war sicher nicht ungeschlacht und grob wie Fuhrmannsmaulen, es klang wie silberne Glöckchen am Schellenbaum des Humors.

Drüben standen die Birken, die er malen wollte, nun keine jungen Mädchen mehr im Flügelkleide, nun Klatschweiber, denen der Wind unter die nassen Röcke fuhr . . . Wenn es so weiter regnete konnte das Bild noch lange eine gute Absicht bleiben!

Vielleicht war der Maler schon abgereist . . . Warum hatte er ihm auch nicht gesagt, wo er hauste, dann wär der Mann am Ende schon einmal bei ihm gewesen! . . . Im nächsten Augenblick schalt er sich dumm und anspruchsvoll. Näher hätte es wohl gelegen, den Fremden zu fragen, in welchem Hof er Unterkunft gefunden, um ihn dort aufzusuchen. Er war doch der Jüngere! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Baumwolle auf dem Weltmarkt.

Volkswirtschaftliche Plauderei von Dr. W. Reichenbach.

(Nachdruck verboten.)

Der wichtigste Rohstoff der Textilindustrie ist heute die Baumwolle, die an wirtschaftlicher Bedeutung alle übrigen Spinnstoffe weit hinter sich läßt. Die Verwendung der Baumwolle zu Geweben ist der Menschheit seit dem Altertum bekannt. Die Pflanze ist in Indien und Ägypten heimisch. Im Pharaonenreiche war der Besitz von Baumwollkleidern ein Vorrecht der Großen; wie das Alte Testament berichtet, wurde Joseph von dem Pharao durch ein baumwollenes Gewand geehrt. Auf seinem Feldzuge gegen Indien kämpfte Alexander der Große mit Kriegern, die in Baumwolle gekleidet waren. Auch in der Neuen Welt war die Baumwolle schon vor der Entdeckung durch die Europäer heimisch. So konnte Ferdinand Cortez aus seiner mexikanischen Beute an Kaiser Karl V. 30 Ballen baumwollene Mäntel schicken. Gleichwohl blieb die Baumwolle bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Luxusartikel. Baumwollgewebe wurde noch vor hundert Jahren sehr hoch geschätzt und teurer bezahlt als wollene und leinene Gewebe.

Welche gewaltige Verschiebung seit jenen Tagen auf dem Webwarenmarkte sich vollzogen hat, zeigt die folgende Gegenüberstellung der Gesamterzeugung an den wichtigsten Spinnstoffen damals und jetzt. Der wichtigste Rohstoff war zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Flachs, dessen Jahresproduktion etwa 285 Millionen Kilogramm erreichte, den zweiten Platz behauptete die Wolle mit einer Jahreserzeugung von 220 Millionen Kilogramm, während die Welternte an Baumwolle erst auf 108 Millionen Kilogramm sich belief. Dagegen wurden vor dem Weltkriege auf der ganzen Erde jährlich etwa 5 Milliarden Kilogramm Baumwolle geerntet, wogegen die Wollproduktion nur 1100 Millionen Kilogramm, die Flachsproduktion nur 700 bis 800 Millionen Kilogramm erreichte. In derselben Zeit, in der die Baumwollproduktion auf das 50fache gestiegen ist, hat sich also die Wollproduktion nur verfünffacht, die Flachsproduktion noch nicht einmal verdreifacht.

Die gewaltige Ausdehnung der Baumwollproduktion ist zur Hauptsache durch die **Fortschritte** bei der **Verarbeitung** dieses Rohstoffes ermöglicht worden. Die Gewinnung der Baumwolle verlangt sehr viel Arbeitskräfte. Eine der zeitraubendsten Arbeiten war die Entkörnung der Baumwolle, die Trennung der Fasern von den anhaftenden Samenkernen. Diese mußte früher mit der Hand erfolgen, wobei ein Arbeiter täglich nicht mehr als 5 Pfund Fasern gewinnen konnte. Die Erfindung des „cotton gin" am Ende des 18. Jahrhunderts gestattete die Arbeit auf maschinellem Wege auszuführen und steigerte die Leistung eines Arbeiters auf das Zehnfache. Nicht minder gefördert wurde die Baumwollindustrie durch die Einführung der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhles. Es zeigte sich, daß sich die Baumwolle leichter auf Maschinen verspinnen läßt als Wolle und Lein; aus diesem Grunde war man in der Lage, Baumwollgarne und Baumwollgewebe billiger zu liefern als Wollgarne und Leinewand, obwohl der Rohstoff, der Flachs, im letzten Falle niedriger im Preise steht als die Baumwolle.

Die **Baumwollstaude** erfordert zu ihrem Gedeihen eine **Sommertemperatur von mindestens 25° C.** Ihr Anbau ist daher auf die Tropenzone und die Subtropen beschränkt. Sie wird noch mit Erfolg in Süditalien und Südspanien, in Griechenland und an der West- und Südküste Kleinasiens gebaut, während sie in Norditalien nicht mehr fortkommt. Die geschätzteste Baumwollsorte, die Sea Island-Baumwolle, gedeiht in einem feuchtwarmen Klima; sie wächst auf den Kücteninseln, die den Staaten Nord- und Südkarolina und Georgia vorgelagert sind. Eine sehr wertvolle Sorte liefert andererseits auch das trockene Ägypten; es ist dies die langstapelige, d. h. durch eine große Faserlänge ausgezeichnete Macobaumwolle. Bei dieser beträgt die Faserlänge etwa 5 Zentimeter, während sie bei der amerikanischen Uplandstaude im Durchschnitt nur 3,5 Zentimeter mißt und bei den kurzstapeligen Baumwollsorten Indiens und Zentralasiens bis auf 2,5 Zentimeter herabgeht. Da von der Länge der Faser die Haltbarkeit der Gewebe abhängt, so bildet der Stapel ein wichtiges Kennzeichen für die Güte der einzelnen Handelssorten. Die letztere wird ferner bestimmt durch Farbe, Festigkeit, Feinheit, Weichheit und Glanz. Am meisten geschätzt sind die rein weißen Sorten. Eine in China und Ostindien gebaute Art mit rötlichgelber Faser liefert das Material für die echten Nankingstoffe.

Der **größte Baumwollproduzent** der Erde sind heute die **Vereinigten Staaten von Amerika.** Der Baumwollbau wird in den Südstaaten der Union in dem sogenannten „Baumwollgürtel", einem Gebiete, das mehr als dreimal so groß ist wie das Deutsche Reich, betrieben. Während die Kultur der Baumwolle den Eingeborenen Mittel- und Südamerikas schon vor der Ankunft der Spanier bekannt war, wurde diese im Norden der Neuen Welt erst durch die Europäer eingeführt. Die ersten Anbauversuche wurden im Jahre 1664 an der Küste Floridas gemacht, die ersten Baumwollballen im Jahre 1784 nach England ausgeführt. Im Laufe weniger Jahrzehnte wurde die Baumwolle zum wichtigsten Ausfuhrgut der Union. Das Aufblühen des Baumwollbaues bildete die Quelle eines hohen Reichtums für die Südstaaten der Union und schien diesen das Übergewicht über die Nordstaaten zu sichern. Die Spannung zwischen Nord und Süd führte schließlich zu dem amerikanischen Sezessionskriege, der mit der Niederlage der Südstaaten endete. Der Sieg des Nordens brachte die Aufhebung der Sklaverei für die Negerbevölkerung, die bis dahin als billige Arbeitskräfte zwangsweise die Baumwollpflanzungen hatte bestellen müssen. Eines der wirksamsten Kampfmittel der Nordstaaten war die Blockade der feindlichen Häfen. Hierdurch wurde die Lebensmitteleinfuhr und die Baumwollausfuhr des Gegners unterbunden. In Europa entstand die große „Baumwollnot". Infolge des Ausbleibens der Rohbaumwolle wurden allein im Industrie-

gebiet von Lancashire mehr als 480 000 Menschen brotlos, die Baumwollpreise schnellten zur fünffachen Höhe empor.

Nach Beendigung des Sezessionskrieges gingen die Preise wieder auf den alten Stand zurück, da sie während der Kriegsjahre gewaltige Mengen von Baumwolle in den Ausfuhrhäfen der Südstaaten angesammelt hatten. In den folgenden Friedensjahren erfuhr jedoch der Baumwollbau einen starken Rückgang; die befreite Negerbevölkerung legte wenig Arbeitslust an den Tag. Erst die stärkere Beteiligung der Weißen an der Baumwollkultur hatte eine Steigerung der Produktion im Gefolge, so daß heute die Baumwollernte der Union etwa drei- bis viermal so hoch ist wie in der Zeit vor Aufhebung der Sklaverei. Die mit Baumwolle bestellte Fläche stieg von etwa 4 Millionen Hektar im Jahre 1870 auf mehr als 12 Millionen Hektar. Der Gesamtertrag schwankte in den letzten Jahren zwischen 11 und 15 Millionen Ballen zu 500 engl. Pfund, der Ertrag je Hektar beläuft sich auf 200 bis 250 Kilo. Die Samen der Baumwolle zeichnen sich durch einen hohen Fett- und Stickstoffgehalt aus, sie enthalten etwa 20 Prozent Eiweiß und 30 Prozent Fett. Das Baumwollsaatöl, das durch Auspressen der Kerne gewonnen wird, findet als Speiseöl Verwendung, die Rückstände bilden ein wertvolles Kraftfuttermittel. Ehe man den Wert der Samen erkannt hatte, wurden diese als lästiges Abfallprodukt in die Flüsse geworfen.

Das zweitgrößte Baumwolland der Erde ist Indien. Die Kulturmethoden sind jedoch hier noch sehr rückständig, so daß der Ertrag von der Flächeneinheit, etwa 84 Kilogr. je Hektar, nur etwa ein Drittel so hoch ist wie in den Vereinigten Staaten. Obwohl die mit Baumwolle bestellten Flächen in Indien der Anbaufläche der Union nur wenig nachstehen, erreicht die Jahresernte Indiens im Durchschnitt nur einen Umfang von 4 bis 5 Millionen Ballen.

An dritter Stelle unter den Baumwollproduzenten finden wir Ägypten. Dank den Bemühungen der früheren Vizekönige hat hier die Baumwollkultur einen sehr hohen Stand erreicht. Das Land der Pyramiden weist die höchsten Erträge von der Flächeneinheit auf, die ägyptische Baumwolle besitzt ferner, wie bereits erwähnt, die größte Faserlänge und erzielt auf dem Weltmarkt die höchsten Preise. Bei einer Anbaufläche von etwa 600 000 Hektar beläuft sich die Jahresernte auf 800 000 bis 1 000 000 Ballen; die Hektarerträge sind demnach etwa doppelt so groß wie in der Union und sechs- bis siebenmal so groß wie in Indien.

Einen bedeutenden Aufschwung hat neuerdings die Baumwollkultur in Russisch-Zentralasien genommen. Durch die Einführung eines außerordentlich hohen Schutzzolles war es der russischen Regierung gelungen, die heimische Produktion so zu stärken, daß sie vor dem Kriege bereits die Hälfte des russischen Baumwollbedarfes zu decken vermochte.

Einen großen Umfang erreicht ferner die Baumwollproduktion Chinas und Japans, jedoch sind beide Länder nicht in der Lage, ihren Gesamtbedarf selbst zu decken. Auch Brasilien, Peru, Mexiko und die Türkei spielen eine Rolle auf dem Baumwollmarkte.

Der Umfang der Welternten in Baumwolle ist während des Krieges erheblich zurückgegangen; auch für die nächste Zukunft dürfte mit keiner nennenswerten Steigerung zu rechnen sein, da die amerikanischen Baumwollpflanzer, um einem verlustbringenden Sinken der Preise vorzubeugen, den Anbau stark eingeschränkt haben. Der Gesamtumfang der Welternte fiel von 29 808 000 Ballen im Jahre 1913/14 auf 24 237 000 Ballen im Jahre 1919/20. Die Baumwollernte der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1914/15 noch 15 067 000 Ballen betragen hatte, stellte sich im Jahre 1919/20 auf 12 215 000 Ballen.

Die Verarbeitung der Rohbaumwolle zu Garnen und Geweben bildet heute den wichtigsten Zweig der Textilindustrie. Nach Europa gelange dieser Gewerbzweig mit den Arabern, die in Spanien die ersten Baumwollmanufakturen gründeten. Von hier drang die Baumwollindustrie über Italien und die Schweiz nach Deutschland, Holland und England vor. Die Erfindung der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhls sicherten Englands Textilindustrie die Führung. Die Gesamtzahl der englischen Baumwollspindeln beträgt gegenwärtig 55 Millionen Stück, in der Union arbeiten 28,2 Millionen, in Deutschland 9,5 Millionen Baumwollspindeln.

Bunte Chronik

* **Hausgehilfin bei Schiebers.** Der Wiener Berichterstatter schreibt der „Köln. Ztg.“: Das ist nun wenigstens ein Trost für notleidende Mittelständler, daß jetzt auch die Schieber ihre Dienstbotensorgen haben. Bisher haben sie ja durch wahnsinniges Hinaufbieten der Löhne und der sonstigen Bezüge alles an sich locken können, was sich noch mit dem Beruf eines Dienstboten. Verzeihung: Hausgehilfen begnügen wollte oder mußte. Jetzt ist aber der Vorrat erschöpft. Vom Lande kommt kein Mädchen mehr in die Stadt, um dienen zu gehen. Das hieße ja Schlaraffenland mit Hungerburg vertauschen. In den Dienstbotenvermittlungsbureaus ist ein großer Andrang von Dienstgebern, aber von Dienstnehmern ist dort nichts mehr zu sehen, und die städtischen Dienstvermittlungsstellen in Wien haben deshalb den Betrieb großenteils eingestellt. So kommt es, daß auch die Schieber, deren ja leider nirgend und schon gar nicht in Wien weniger werden, nun auch die Dienstbotennot zu spüren bekommen, die bisher nur die Hausfrau des Mittelstandes zur Verzweiflung gebracht hat. Der Wiener „Morgen“ bringt dafür einen ergötzlichen Fall bei. Eine auswandernde Wiener Familie suchte durch Anzeige in einer Zeitung schriftliche Dienstangebote für ihre zurückbleibende brave „Köchin für alles“. Gegen 180 solcher Angebote liefen ein. Zwei Damen belauerten ununterbrochen den Anzeigenschalter, um die Abholerin sogleich abfangen zu können. Die Angebote aber, soweit sie von Schiebern herrührten, quollen über von Zärtlichkeit und Lockungen. Die höflichsten Anreden vom lieben und guten bis zum sehr und hoch verehrten Fräulein fanden sich da, gerade, daß das „gnädige“ Fräulein darunter fehlte. Eine Bankiersgattin bot in haarsträubender Orthographie täglich zweimal warmes Fleisch, mittags und abends einen ordentlichen Wein und Flaschenbier, tadellose Butter vom Land, ein Sprungfedermessingbett, Sonntags und zwei- und dreimal Wochentags Ausgang; die Frau eines Likör- und Marmeladenfabrikanten verhieß neben wenig Arbeit, viel Essen und Lohn und viele abgelegte Kleider, beim Ausgang Autobenutzung zur Fahrt in die Stadt; die Frau eines Möbelfabrikanten stellte außer mindestens 1000 Kronen Trinkgeldern wöchentlich, auch noch ihren netten jungen Chauffeur für etwaige seelische Bedürfnisse zur Verfügung. Etwa zehn von diesen Schieberinnen versprachen 5000, sechs 6000 und drei sogar 8000 Kronen Monatslohn! Aber alle diese Lockungen verfingen in diesem Falle nicht; denn diese „Köchin für alles“ war wirklich eine Perle. Sie trat nämlich in den Dienst bei der Frau eines Arztes mit drei Kindern, die in schlichten, aber ergreifenden Worten ihre Not schilderte und ihr versicherte, sie werde sie nicht als Hausgehilfin, sondern als Hausgenossin, als Tochter oder Schwester betrachten. Die Frau darf füglich beneidet werden.

*

* **Wenn man alt wird.** Die Zeitschrift „Bohemia“ richtete unlängst an ihre Leser eine heikle Frage: Wann haben Sie zum ersten Male gespürt, daß Sie altern? 12 Herren und 12 Damen haben sich in launiger Weise zu dem kritischen Fall geäußert. Herren antworteten: „Als mich eine Mutter bat, ihre Tochter nach Hause zu begleiten.“ „Als eine junge Dame mir ihre Liebe zu einem anderen beichtete.“ „Als meine Tochter sagte: „Papa, das ist doch die alte Orthographie.“ Einen anderen Gradmesser als die zitierten Herren legten die Damen an. Die eine meint: „Als ich nach langer Zeit eine Schulkollegin wiedersah,“ die andere: „Als ich zur silbernen Hochzeit eines Ehepaares geladen wurde, dessen Trauung ich beigewohnt hatte.“ Auch die Bemerkung: „Als eine fast gleichaltrige Freundin Großmutter wurde,“ zeugt von guter Beobachtungsgabe.

Kleine Rundschau-Ecke

Das Urteil. Ein siebzigjähriger Verbrecher wird zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. „Vielen Dank,“ erklärte er, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich noch so lange lebe!“

*

Schiebers Erdenwallen. „Nun, meine Gnädige, was sagen Sie zu dem Schieber Schulze? Fünf Jahre Gefängnis!“ „Es ist das erste, was er ehrlich verdient hat!“

*

Bezeichnend. „Stand? . . . Was soll ich hineinschreib'n, Privatjöh?“ — „Halt, langsam! Da hab' ich kürzlich ein französisches Wort dafür aufgeschnappt. Schreib' „Parwenüh“!“

*

Gefährlich. „Gehen Sie mit zu dem Vortrage des Gedankenlesers?“ — „Nein! Mein Vorgesetzter ist auch dort.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.